

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. — Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile 1 Rgr. — Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an. Vom Verleger direct bezogen kostet der Jahrg. nur 6 Thlr.

Abend.



Zeitung.

Sechsendreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Zweiter Jahrgang.

No. 23.

Donnerstag, am 3. Juni.

1852.

Die Königin Victoria.

Novelle in zwei Theilen

von

Gustav Bernhard.

Erster Theil.

I.

Motto:

Süß haucht der Morgen die Erde an
Und legt in die Wälder
Die rauschende Seele,
Ein geheiligt Vater unser
Auf die Lippen der wirbelnden Lerche;
Und doppelt freudig klatscht
In die kleinen Hände
Des Baches kindliche Welle.

Karl Beck.

Die Strahlen der Morgensonne schossen die grauen Bollwerke der Nebelwolken in Brand, so daß diese ansingen mächtig zu erglühen und ihren feurigen Glanz nach und nach über einen großen Theil des Himmels zu verbreiten. Es war eine herrliche Gebirgsgegend, über welcher sich dieß Schauspiel des Morgenhimmels entfaltete. Ein frischer Südostwind wehte vollathmig über Thal und Höhen, jener reine, milde Südostwind, der stets in unserm deutschen Heimathland als ein heittrer Gast willkommen ist, da er mit beschwingten Sohlen aus

Griechenlands blühenden Gefilden heraneilt und in der Regel zu jeder Jahreszeit klares Wetter auf seinen geflügelten Schultern mit sich bringt. Die Bäume auf den Gipfeln zweier hohen Berge, von den kühlen Morgenlüften wie von Geistern umweht, schauerten auf und rieben sich den Schlaf aus den Blätterwimpern, während in den dunklen Busen ihrer Gezweige das Herzklopfen des Waldes, der Vogelgesang, laut wurde, und die Bäume flüsterten sich seltsame Märchen zu von der durchträumten Nacht, von den schlanken Nixen am brausenden Bergquell, wo diese sich gebadet und dann Tanz gehalten hätten, und von den jungen Rehen, die Tags zuvor sorglos unter grünbärtigen Fichten geweidet, in der Nacht aber von schwarzen Bergkobolden geraubt und vor silberne Wagen mit goldenen Rädern gespannt worden wären. Zwischen den beiden Bergen hindurch aber stürzte sich in tollkühn jugendlicher Lebenslust jener Bergquell, von dessen Nixen die Bäume des Waldes in der Nacht geträumt, und der in unerschöpflicher Fluthenkraft einen Wasserfall bildete, wo sich Woge auf Woge drängte, als könne keine von ihnen erwarten, sich spiegelhell hinab zu werfen, um sobald als möglich vom Morgensonnenstrahl geküßt zu werden, und

wo das herabgestürzte Wellenchor dann rastete, empört über den harten und tiefen Fall, und mit wuthschäumenden Mund und klatschenden Händen trotzig gegen die hemmenden Klippen der unzerbrechlichen Felsengitter schlug. Tief unten im weiten Thale, wo die Wellen von ihrem Sturz sich wieder erholten und ruhiger wurden, schwang sich eine Brücke in einigen kühnen Bogen über den Bergstrom und verband an beiden Ufern eine Heerstraße, die sich wie das breit und fest getretene Fell einer Riesenschlange durch die Krümmungen des Thales dahinzog. — Wie wir die Gebirgsgegend im Glanz der aufgehenden Sonne geschildert haben, so existirte sie jetzt ungefähr auch im Traum eines Schläfers, der fern in einer großen Stadt in seinem Schlafkabinet, wo die herabgelassenen Fenstergardinen den Strahlen der Morgensonne keinen Eintritt gewährten, noch tief in seinem weichen Bett schlummerte. Betrachten wir den schönen Schläfer mit seinen jugendlich lächelnden Gesichtszügen und mit seinem tadellos schwarzlöckigen Haar, so drängt sich uns, da wir nun wissen, wovon er träumt, unwillkürlich der Gedanke auf, wie es doch wunderbar ist, daß in einem so kleinen schlummernden Menschenhaupt eine Welt existiren kann, die so unendlich groß und so unendlich schön oder schrecklich ist, und worin es oft so unaussprechlich bunt und verworren hergeht, während wir von dieser wunderbaren Welt nicht das Geringste sehen, hören und ahnen, obgleich wir uns vielleicht ganz in der Nähe des kleinen schlummernden Menschenhauptes befinden. Ein geheimnißvolles, verschlossenes Bilderkabinet, wozu uns der Schlüssel fehlt, ein arbeitendes Uhrwerk ohne Glocke und Zifferblatt, ein Spiegel, an dem tausend Gestalten vorübergehen, und von dem uns der Rücken zugekehrt ist — dieß Alles ist ein schlummerndes Menschenhaupt voll Träume. Der Schläfer, von dem wir sprechen, war ein junger Mann mit Namen Alexis von Pomarski, von Geburt ein Pole, der Medicin studirt und vor Kurzem seine Doctorpromotion gemacht hatte. Die romantische Gebirgsgegend, von der Alexis träumte, hatte er in seinem Leben nur einmal, und zwar im Wagen sitzend, durchreist, aber die Reize der Landschaft waren in seinem Gedächtniß geblieben, und jetzt wurde die anmuthige, im Glanz der Morgensonne prangende Berggegend, in seiner Traumphantasie

noch durch eine wunderbar schöne Gestalt verherrlicht. Ueber den Wellen des brausenden Wasserfalles schwebte mit blondem, aufgelöstem Lockenhaar eine Jungfrau, deren lilienweißes, mit Silbersternen besätes Gewand sich in langem Faltenwurf zu ihren Füßen weiter und immer weiter lüftete, bis es endlich in duftige Silberwolken zerfloß, die der reizenden Gestalt zum Fußgestell dienten; und die Jungfrau war schöner, als Berg und Thal, als Wasserfall und Morgenroth und Blumen und Waldesgrün, worüber sie schwebte. Die Morgenlandschaft, worin die strahlende Jungfrauengestalt den Mittelpunkt bildete, war ein Tableau, welches vor der Seele des Schläfers stand, ein Gemälde, wie es ein Maler, der in Begeisterung und Entzücken verloren ist, nicht schöner in seinem Geiste heraufrufen kann. Nachdem — im Traume des Schläfers — die aufsteigende Morgensonne all ihre Strahlen entfaltet hatte, erhob die Jungfrau ihren rechten Arm, nahm die Sonne vom Firmament hinweg und setzte sie sich wie eine goldene Krone auf das Haupt. „O Himmelskönigin! süße, holde Königin Victoria!“ rief mit lallender Zunge der Träumer und erwachte. Alexis rieb sich die Augen.

„Wieder so schön und lieblich von ihr geträumt! und immer diese Träume von ihr!“ murmelte er mit einem leichten Seufzer vor sich hin. „Und ist diese Liebe, deren Gluth ich nicht zu bewältigen vermag, nicht ein Frevel, da Victoria die Braut meines theuersten Freundes ist? — Kein Frevel, denn niemand kann dieser gewaltigsten aller Leidenschaften, der Liebe, gebieten, da sie unerwartet und ungerufen wie der zündende Blisstrahl hereinbricht und das Herz in Flammen steckt, aber ich muß schweigen, fest und beharrlich schweigen und das Feuer dieser Liebesehnsucht ewig in meiner Brust verschließen. Wahrscheinlich wird die Gluth nach und nach noch mein ganzes Wesen aufzehren, denn ein verschlossener Brand muß entweder erstickt oder gelöscht werden, oder er zerstört vulcanisch die Hülle, von der er eingeeengt wird.“

Unter dergleichen Gedanken ermunterte sich Alexis vollends und ging nach und nach in die gewohnte Bahn des täglichen Daseins über. Vermöge einiger Anstrengung seiner Willenskraft, gleichsam mit einigen kräftigen Rucken schüttelte er die schönen Traumphantasien von seinem Geiste wie

taube Blüthen herunter, in der Ueberzeugung, daß diese Blüthen niemals Früchte tragen würden. Der Doctor v. Pomarski war nicht ganz der sentimentale Schwärmer, für den man ihn nach Schilderung seines Morgentraumes und überhaupt nach dem, was so eben von ihm gesagt worden ist, etwa halten könnte, im Gegentheil war er eigentlich immer ein sehr heitler Gesell und eben wegen seines frischen Humors ein recht lebenswürdiger junger Mann gewesen. Die Liebe, von der er nach und nach mit unwiderstehlicher Gewalt ergriffen worden war, hatte seinem Wesen nur ein neues Interesse verliehen; sie hatte seine zügellose, zuweilen an Ausgelassenheit grenzende Lustigkeit gemäßiget, und seinem Ideengang, den er im geselligen Verkehr entwickelte, durch ernstere Gedanken, die sich nicht bloß auf der Oberfläche erhielten, eine milde Wärme und Innigkeit ertheilt. Daß Alexis das Fräulein Victoria, die Tochter des Generals v. Sonnenburg, liebte, dieß war sein ausschließliches Geheimniß. Kein Mensch wußte oder erfuhr etwas von dieser Liebe, und Alexis hatte sich selbst bisher immer sehr genau überwacht, nie etwas zu thun oder zu sagen, was auf das Vorhandensein seiner verborgenen Leidenschaft hätte hindeuten können. Nur im Allerheiligsten seines Herzens hatte er Victoria's Bild aufgestellt und eigentlich nur in ganz einsamen Stunden schwärmte er in Anbetung vor dem geliebten Bild. Bloß eine einzige Ausnahme fand in der letzteren Beziehung statt; wenn nämlich Alexis vor einem Pianoforte saß und in improvisirten Liedern ohne Worte seine Liebesbegeisterung in Töne ergoß, auf welchen Umstand wir später werden zu sprechen kommen. — Der junge Doctor hatte ein Frühstück genossen und nunmehr seine Toilette vollendet. Es war eine Reisetoylette. Mit klirrenden Sporen an den Fersen und eine Reitgerte in der Hand schwankend schritt Alexis im Zimmer auf und ab und schien auf etwas zu warten. Es dauerte auch nicht lange, so erschien ein Mann und meldete, daß das von dem Herrn Doctor bestellte Reitpferd unten bereit stehe.

„Halten Sie das Pferd noch eine Weile, mein Lieber,“ versetzte Alexis, „bis mein Freund, der Rath v. Sternberg kommt, mit dem ich fortreiten werde.“

Der erwartete Freund des Doctors fand sich

pünktlich zu der verabredeten Stunde ein. Wir lernen in dem jungen fürstlichen Rath Dswald v. Sternberg eine Hauptperson in unserer Erzählung kennen. Selten gab es ein vollendetes Modell zu einer Männerschönheit, als wie es sich in der Erscheinung dieses Dswald v. Sternberg darstellte, nämlich zu einer männlichen Schönheit, wie sie heut zu Tage von unsern modernen Frauen vorzugsweise geliebt und bewundert wird. Zu einer solchen Manneschönheit gehören nicht die riesigen Körperformen eines Athleten des Alterthums, auch nicht der wilde Ausdruck kriegerischen Heroismus im bärtigen Angesicht eines Ritters des Mittelalters, der eben so tapfer war in Handhabung des Schwertes, als im Leeren der Becher, wohl aber gehört dazu ein hoher, schlanker und muskelkräftiger Band der Glieder, die, von einem edelen Geist belebt, in allen ihren Bewegungen sowohl Kraft, Muth und Energie, als auch Anmuth und Grazie beurfunden. Diese körperlichen Vorzüge vereinigte Dswald von Sternberg in seiner Person in hohem Grade. Auf seinem blühenden, edel gebildeten Antlitz, das von goldblondem Haar umlockt und von ein Paar dunkelblauen Augen erleuchtet war, thronte ein entschiedener Ernst, jener mild imponirende gebietende Ernst, dem sich fast jedes, besonders aber das weibliche Wesen, mit Wohlgefühl unterordnet, sich ihm anschmiegt und zu ihm, wie zu einer Gottheit aufblickt, der an Hoheit streifende Ernst, welcher durch jeden Blick zu erkennen giebt, wie er es wohl wisse, daß er durch Stellung so wohl als durch geistige Kraft und Ueberlegenheit einen Platz in der Gesellschaft einnehme, wo er über die Schicksale anderer Personen zu entscheiden und ihre Verhältnisse zu dirigiren habe. Zuweilen steigerte sich der Ernst in dem Angesicht Dswalds v. Sternbergs bis zur Strenge, noch öfter paarte er sich mit dem Ausdruck von Stolz, manchmal blickte aber sogar auch der Zug eines geheimen finsternen Mißmuthes hindurch. Dieser Ausdruck bittern Mißmuthes verschwand jedoch bei ihm zu sehr in der Fülle von Anmuth seines Wesens, als daß er bei andern Personen hätte einen widerwärtigen Eindruck hervorufen können. Was den Stolz Dswalds betraf, so war dieser bei ihm allerdings eine so vorherrschende Eigenschaft, daß er sich beinahe zum Charakterfehler gestaltet hatte. Wohl hatte der Rath v. Sternberg gewissermaßen

ein Recht stolz zu sein, denn ausgezeichnete persönliche Vorzüge waren bei ihm in solcher Menge und Gediegenheit vorhanden, daß er ganz als ein Mann erschien, der dazu gemacht war, über Hunderte von neben ihm Stehenden hoch hinweg zu blicken, allein dennoch war dieser Stolz diejenige Eigenschaft, welche auch bei ihm bewies, daß kein Sterblicher hienieden fehlerlos ist. Mit dem Stolz der Menschen hat es überhaupt seine eigne Bewandniß, da er in zu vielen Fällen mit Hochmuth verwechselt wird. Es ließe sich ungefähr Folgendes darüber sagen: sei stolz gegen Deines Gleichen oder gegen Personen, die über Dir stehen, so bald Dir diese nicht die gebührende Achtung widerfahren lassen, und der Stolz wird Dich in diesem Falle zieren wie ein Diadem von echten Juwelen. Paart sich aber Dein Stolz mit Verachtung gegen Wesen, denen Du überlegen bist, und die in ihrem beschränkteren Kreis doch nicht verächtlich sind, so werden die Juwelen im Diadem Deines Stolzes, unächt und verlieren gänzlich ihren Werth. Dann stehst Du fast auf gleicher Stufe mit dem Hochmüthigen, welcher Stolz zur Schau trägt, auf Vorzüge, die er in Wirklichkeit nicht besitzt, und der die Vorzüge Andrei, so bescheiden dieselben auch sein mögen, niemals merken will. —

Was das Verhältniß zwischen Oswald v. Sternberg und Alexis v. Pomarski anbelangte, so waren Beide von den Universitätsjahren her intime Freunde, die sich mit aufrichtiger, inniger Wärme liebten. Die beiden jungen Männer ergänzten sich bei der völligen Verschiedenheit ihrer Charaktere gegenseitig in ihrem Wesen. Alexis hob sich an dem geistvollen Ibeengang Oswalds empor und fand in ihm einen starken, soliden Haltpunkt, während Oswald sich durch den ewig frischen Humor seines Freundes Alexis angenehm erheitert und belebt fühlte. Der Doctor v. Pomarski war der Sohn eines polnischen Edelmannes, der wegen politischer Umtriebe aus seinem Vaterlande hatte emigriren müssen und sich gegenwärtig in Paris befand. Die Mittel, welche der alte von Pomarski seinem Sohne zu gewähren vermochte, reichten spärlich eben nur hin, daß Alexis auf einer Deutschen Universität dem Studium der Medicin hatte obliegen können. Die Verhältnisse Oswalds v. Sternberg waren dagegen bei weitem annehmlicher. Zwar hatte Oswald schon als sechsjähriger Knabe seine beiden Eltern durch

den Tod verloren, aber sein Vater hatte ihm ein sehr bedeutendes Vermögen hinterlassen; schon die Zinsen davon boten überreichliche Mittel dar, daß der verwaiste Knabe unter der Obhut von Vormündern erst in einer Pension und späterhin auf dem Gymnasium und der Universität sich in sorglosester Beschäftigkeit zu einer rühmlichen Carriere vorbereiten konnte. Schon als junger Student hatte Oswald das Fräulein Victoria v. Sonnenburg kennen lernen. Nur ein einziges mal in seinem Leben hatte Oswald geliebt, aber dieß eine mal auch mit der ganzen Innigkeit und Leidenschaft eines Mannes, der in der blühendsten Vollkraft seiner Jugend stand. Der Gegenstand seiner Liebe war eben Victoria. Bei seinen glänzenden Eigenschaften und seiner Liebenswürdigkeit, die Herz gewinnend und zugleich imponirend war, wurde es ihm nicht schwer, sich die Zuneigung jener jungen Dame, die, als er sie zum erstenmal sah, sechzehn Jahre zählte, und die für alles Schöne und Erhabene schwärmte, in einem Grad zu erwerben, der seinen Wünschen vollkommen entsprach. Der General v. Sonnenburg hatte keine erheblichen Gründe, dem zwischen seiner Tochter und dem jungen Oswald v. Sternberg aufkeimenden Liebesverhältniß entgegen zu arbeiten. Oswald war reich und stammte aus einer altadeligen Familie, obwohl seine Mutter die schlichtbürgerliche Wittwe eines armen Dorfschulmeisters gewesen war. Der letztere Umstand kam jedoch wenig in Betracht, da im Allgemeinen der Adel heut zu Tage seine Vorurtheile wenigstens nicht mehr bis ins lächerliche treibt. Uebrigens lag es auf der Hand, daß Oswald bei seiner hohen geistigen Begabung, bei seinen Talenten und Schätzen von Kenntnissen, die er sich mit Leichtigkeit erworben hatte, bald von den äußern Umständen auf das Glückliche begünstigt, sich eine ehrenvolle Laufbahn eröffnen und wahrscheinlich schnell zu den höchsten Staatsämtern gelangen werde. Der alte General wünschte nur, daß Oswald erst in eine angemessene Stellung eingetreten sein möchte, ehe dessen Liebesverhältniß mit Victoria durch eine förmliche Verlobung befestigt und declarirt würde. Die Voraussichten des Generals bestätigten sich auch sehr bald. Nachdem Oswald mit Glanz seine Examina bestanden und nur kurze Zeit eine untergeordnete Stellung innegehabt hatte, erhielt er die Stelle eines Justizraths mit dem Titel, der in dem

Herzogthume, in dem er lebte, gebräuchlich war: fürstlicher Rath. Nachdem er diese Anstellung erhalten hatte, wurde er mit Victoria v. Sonnenburg verlobt und der baldigen Verheirathung mit der Dame seines Herzens, welche Vermählung mit hohen Festlichkeiten begangen werden sollte, standen keine Hindernisse weiter im Weg. Vor kurzer Zeit war der General von Sonnenburg pensionirt worden, hatte sich mit seiner Gemahlin und Tochter auf einen etwa vier Stunden von der Residenz entfernten und in sehr romantischer Gegend gelegenen Ritterfisz zurückgezogen. Am heutigen Tage nun wollte Oswald v. Sternberg in Begleitung seines Freundes Alexis v. Pomarski zum ersten mal von der Residenz aus seiner Braut auf dem Schlosse des Generals v. Sonnenburg einen Besuch machen. Die beiden Freunde hatten sich daher verabredet, am frühen Morgen nach dem Rittergute des Generals hinauszureiten. Der Besuch sollte ein ganz überraschender werden, und deshalb hatte Oswald denselben der Familie v. Sonnenburg nicht vorher erst brieflich angemeldet. — Um die nachfolgenden Ereignisse der Erzählung in das gehörige Licht zu setzen, wird es nöthig sein, auch Einiges über das Wesen und den Charakter des Fräulein v. Sonnenburg mitzutheilen. Wenn jemals eine junge Dame, die, wie Victoria, jetzt in den angehenden Zwanzigen stand, geeignet war, die Sehnsucht einer gewaltigen Liebe in dem Herzen eines Mannes zu erregen, so war es gewiß die Braut Oswalds. Lebhaft in allen ihren Bewegungen, fast bis zur Exaltation, gleich Victoria in ihrer unvergleichlichen Schönheit einer fortwährend zitternden, zarten Rosenflamme. Ihr Geist war nicht nur durch die mannigfaltigste Lectüre ästhetischer und wissenschaftlicher Werke in verschiedenen Sprachen, sondern auch durch das klarste, tiefsinnigste Verständniß dieser Lectüre, so wie durch die Beschäftigung mit schönen Künsten auf eine Höhe emporgehoben, worauf nur die Gebildeten der Gesellschaft stehen. Rasch und schwärmerisch von Empfindung zu Empfindung übergehend, Gedanken auf Gedanken fassend, von den den, wenn sie ihn auch nicht aussprach, sich wenigstens mimisch auf ihrem Angesichte ausdrückte, übte sie über Personen, natürlich am meisten über junge Männer, die das Glück hatten, in näheren Umgang mit ihr zu kommen, einen Zauber aus, wie man

etwa in der Nähe himmlischer Wesen empfinden müßte. Alles von dem reizenden blonden Haar und den feurigen Augen herab bis auf die Sohlen ihrer kleinen Füße erschien an ihr durchgeistigt, ätherisch, schmetterlingsartig in der Anmuth eines lieblichen Farbenspieles wechselnd. Von ihrer Liebe zu Oswald war sie dergestalt beherrscht, so gänzlich in derselben aufgelöst, daß ihre Hingebung an diesen geistreich und schönen jungen Mann beinahe an Sklaverei grenzte. Und dennoch würde es selbst für den erfahrendsten Psychologen schwer zu bestimmen gewesen sein, ob diese Liebe Victoria's die Gluth jener echt weiblichen Liebe sei, die unter allen Verhältnissen des Lebens ewige Treue bewährt, oder eine an Verblendung streifende Bezauberung durch einen Mann, wie eben Oswald v. Sternberg war, ob die Liebe Victoria's, welche sich eigentlich mehr als eine fortwährende Begeisterung zu erkennen gab, nicht vielleicht in demselben Moment an Bestand verlieren würde, wo Oswald anfangs, nicht mehr im Besiz aller der Vorzüge zu sein, durch die er sich auszeichnete. —

Gegenwärtig war Oswald sieben und zwanzig Jahr alt, er war gesund und schön, reich, nicht nur an Vermögen, sondern auch an Talenten und Kenntnissen, er besaß Rang und Würde, er liebte glücklich und wurde so wohl von den Gegenstand seiner Liebe, als auch überhaupt überall, wo er nur auftrat, geliebt und bewundert, die rosigste Zukunft lag hold ausgebreitet vor seinen Blicken da, kurz er war im Besiz aller erdenklichen irdischen Glückseligkeiten, die sich ein junger Mann nur wünschen kann, und trotz alle dem nagte an seinen Innersten ein Wurm, der ein verderbliches, unheimliches Gift in sein Dasein hineinspritzte. Das Sonderbarste dabei war, daß Oswald selbst nicht wußte und nicht zur Klarheit darüber kommen konnte, worin das Wesen dieses nagenden Wurms bestand, mit welchem versteckt lauenden, dämonisch stets im ungelegensten Moment auftauchenden Feind er es eigentlich zu thun habe. Es war dem jungen Mann schon mehrmals begegnet, daß, wenn er sich auf irgend ein Vergnügen, ein angenehmes Ereigniß, auf einen heitern, genußreichen Tag oder Abend recht von Herzen freute, ihm diese Freude durch ein ganz unerwartetes widerwärtiges Begebniß entweder völlig zerstört, oder wenigstens verbittert wurde. Gewöhnlich wurde

Dswald in der Nacht, die einen Tag mit gehofftem Genuß von Freude vorausging, von schwerbeängstigenden Träumen geplagt, worin die Gestalten von Dswalds längst verstorbenen Eltern in gespensterhafter Weise auftraten. Wie bereits erwähnt, hatte Dswald zwar schon im siebenten Jahre seine Eltern verloren, er konnte sich dennoch beider Eltern noch sehr lebhaft erinnern, die Züge derselben hatten sich unvergänglich seinem Gedächtniß eingepägt. Dswalds Mutter war eine reizende junge Frau von hohem üppigen Wuchs gewesen und die Blüthe ihrer Schönheit war nur kurz vor ihrem Tode durch eine schnell zerstörende Krankheit erloschen. Deren Gatte, Dswalds Vater, hatte jedoch, besonders in den letzten Jahren seines Lebens, den Ausdruck eines tiefen Seelenleidens und düsterer Melancholie in seinem Antlitz getragen. Einst hatte man den zerschmetterten Leichnam des Herrn v. Sternberg am Abhange eines hohen Felsens aufgefunden. Allgemein wurde dazumal angenommen, daß der verunglückte Mann, bei einem Spaziergang auf hohem Felsenpfad wahrscheinlich von einem jähen Schwindel erfaßt worden und in den Abgrund gestürzt sei. Frau von Sternberg, in Verzweiflung über den plötzlichen Verlust ihres Gatten, war demselben bald in die Gruft nach gefolgt. Noch war Dswald im Besiz des Rittergutes, das seine Eltern einst besessen hatten, aber er dachte darauf, dieses Gut zu verkaufen, obgleich es nicht unfern der Besizung des Generals v. Sonnenburg gelegen war, er wollte nämlich so viel als möglich aus der Verbindung mit Allem treten, was ihm an seine Knabenjahre erinnerte, denn die Erinnerungen an seine verstorbenen Eltern waren für ihm — er wußte nicht, wie dieß zuging — allemal mit einem geheimnißvollen Schrecken verknüpft. Einmal, als er noch studirte, war Dswald zu einem glänzenden Ball eingeladen, auf den er sich besonders deshalb sehr freute, weil er seine geliebte Victoria daselbst zu finden gewiß war. In der Nacht vor dem Tage, an dessen Abend der Ball stattfinden sollte, war Dswalden im Traume die bleiche Gestalt seines Vaters mit einem Hammer in der Hand erschienen, war auf ihn zugekommen und hatte ihn (Dswald) mehrmals auf den Kopf geschlagen, so daß der Träumende in der fürchterlichsten Beängstigung seinen Geist aufgeben zu müssen wähnte. Im kalten Schweiß gebadet erwachte Dswald und fühlte sich

den ganzen Tag über so angegriffen und krank, das es ihm unmöglich war, den Ball zu besuchen. Die gespenstliche Gestalt seines Vaters mit dem Hammer hatte sich später noch öfter in Dswald Träumen gezeigt, nur daß der Letztere zum Glück gewöhnlich eher erwachte, als er die Schläge auf dem Kopf erhielt. Ein andermal ritt Dswald über Land nach einem beliebten Vergnügungsort, wohin ihm eine fröhliche Cavalcade von Universitätsfreunden schon vorausgeilt war in der Absicht, daselbst ein heiteres studentisches Gelag zu halten. Es war schon gegen Abend; auf der Straße, die eine Strecke weit durch einen ziemlich dichten Wald führte, erschien Dswalden plötzlich im dunkeln Gebüsch — natürlich bloß in seiner Phantasie — die blasser Gestalt seiner seligen Mutter, die ihm mit weißer, abgezehrter Hand winkte; entsetzt über die Vision riß Dswald in den Zügel seines Pferdes. Das Roß, seinerseits ebenfalls erschreckt, über diesen unerwarteten Riß in den Zügel, bäumte und warf seinen Reiter ab; Dswald that einen harten Fall und hatte noch von Glück zu sagen, daß er, ohne am Körper wesentlich verletzt zu sein, mit einem Unwohlsein von etwa vierzehn Tagen davon kam. Durch dergleichen Unfälle war es nach und nach so weit gekommen, daß Dswald sich selbst die Regel gestellt hatte, sich niemals auf einen zu erwartenden Genuß von Annehmlichkeit und Glück im voraus zu freuen. Seit einiger Zeit indessen war Dswald von beängstigenden Träumen und Visionen ganz verschont geblieben und am heutigen Tage schien er eine Ausnahme machen zu wollen von der Regel, die er sich gestellt hatte. Als der Rath v. Sternberg zu seinem Freund Alexis in's Zimmer trat, um diesen zu dem beabsichtigten Ritt abzuholen, war der Ernst auf seinem schönen, interessanten Gesicht unzweideutig mit dem Ausdruck von strahlender Freude und Hoffnung auf ein ersöhntes hohes Vergnügen gepaart. Bald werden wir sehen, ob sich die Hoffnung Dswalds, dieses bisher vom Glück, so vielfach begünstigten jungen Mannes, im Laufe des Tages erfüllte. Es währte nicht lange, so stiegen die beiden Freunde zu Roß.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungsblätter aus dem Leben eines Criminalisten.

Von

Ernst Frise.

Der Dichter Immermann als Criminalist.



Es war in den ersten Tagen des Aprils als ich, beim Ordnen der Privatbibliothek meines Freundes, ein Werk von Karl Immermann „das Trauerspiel: Cardenio und Celinde — fand,“ die eigenhändige Zueignung des Dichters an meinen Freund leitete mich zu der Frage nach den freundschaftlichen Beziehungen, worin sie Beide gestanden und gab Veranlassung zu den interessantesten Mittheilungen über den Dichter des weltberühmten „Münchhausen“ in seiner Funktion als Criminalrichter in Magdeburg. Mein Freund hatte im Beginn seiner juristischen Laufbahn länger als ein halbes Jahr unter Immermanns Leitung gearbeitet, hatte sich seiner speciellen Beachtung und Vorliebe zu erfreuen gehabt und rechnete es auch jetzt diesem Umstande zu, daß seine criminalistische Carriere eine so erfolgreiche geworden war.

Der Dichter Immermann als Criminalist war hiermit der Gegenstand eifriger Gespräche geworden und die Einzelheiten seiner Wirksamkeit, verbunden mit so manchen Eigenthümlichkeiten seines Charakters aus dieser Zeitperiode seines Lebens, erweckten in mir die Lust, etwas Thatsächliches aus seinen Berufsgeschäften zum Gegenstande meiner Erinnerungsblätter zu erwählen, dazu bedurfte es einiger Vorbereitungen. — Mein Freund erinnerte sich einer höchst interessanten Untersuchung, welche Immermann sowohl, als ihn selbst damals sehr beschäftigt hatte, aber es war ihm doch im Laufe der Zeit Manches unklar geworden, was zum Verständniß der Sache unumgänglich nöthig war, obwohl er sich verschiedener Gespräche mit Immermann darüber aufs Genaueste bewußt war. Es mußten also Acten aus dem Staube der Vergessenheit hervorgeholt und von Neuem gelesen werden, um vollkommen gerüstet zum Werke zu sein. So weit war die Sache gediehen, als mir nachstehender Artikel im Feuilleton der Novellenzeitung Nr. 14, *) vor Augen kam, welcher meinen Aufsatz

*) Immermann bekleidete bekanntlich, ehe er als Landgerichtsrath nach Düsseldorf versetzt wurde eine

gleichsam zu einer Art Entgegnung und Berichtigung erhebt. Es finden sich, durch einen seltsamen Zufall, zwei Männer veranlaßt, den Dichter Immermann als Criminalist zu schildern — ob sie beide aus gleich sichern Quellen geschöpft haben, das steht in Frage. Mein Berichterstatter verwirft auf das Entschiedenste die Darstellung des Bildes, worin sogar ein leiser Zweifel an die Capacität Immermanns zum Criminalisten liegt, — denn ein Solcher darf nie nach vorgefaßten Meinungen und ohne Form handeln — und Immermann ist ein ausgezeichneter Criminalist und ganz vorzüglicher Inquirent gewesen.

Zugegeben muß werden, daß Immermann ein Psychologe gewesen ist und dieses Talent häufig durch vertraulich mitgetheilte Urtheile über die ihm vorgeführten Inculpaten documentirt hat, jedoch niemals im Beisein derselben oder in Verbindung mit seinem Berufe. Es war mehr ein geistiges Uebersprudeln seiner Dichterphantasie, das er, hingegriffen von irgend einem Eindrucke, kund werden ließ. Aber daß er Maximen der Art gehuldigt habe, wie der fragliche Artikel angibt, davon hat mein Bericht-

criminalrichterliche Stellung in Magdeburg. Hier errieth er oft gleich im ersten Moment, wo ein Angeklagter ihm vorgeführt wurde, mit einem seltenen, fast wunderbaren Blicke, ob der Angeklagte schuldig oder nicht schuldig sei. Wurde der Angeklagte angemeldet, so hob Immermann vom Pulte (?) aus seinen fast riesenhaften Kopf in die Höhe, kniff die Zähne fest auf der Federspitze zusammen und warf aus den großen, graublauen Augen, unter den finstern buschigen Brauen hervor, einen minutenlangen Blick von so schneidender Schärfe und Durchdringlichkeit auf den Eintretenden, daß derselbe, oft sogar die übrigen Anwesenden zittern machte. (?) Dann klopfte er entweder mit dem linken Zeigefinger auf den Tisch und murmelte: „der ist schuldig!“ oder er schüttelte rasch und energisch den Kopf und murmelte: „unschuldig!“ Hatte er einmal so mit sich abgeschlossen, dann konnte auch nichts mehr ihn von seiner Meinung abbringen und nach dieser Voraussetzung wurden die Angeklagten auch von ihm behandelt. (?) Während seiner ganzen Thätigkeit als Criminalrichter ist es nie vorgekommen, daß er sich getäuscht hätte; (?) indessen konnte man höhern Ortes diese physiologische Proceedur des Dichters doch nicht gut heißen: er beobachtete nicht genug Form und Regel und man wollte, gewiß aus sehr lobenswerthen Rückichten, doch nicht genug an die Unfehlbarkeit seines Menschenblickes glauben. So wurde Immermann dann nach Düsseldorf versetzt. Anfangs zu seinem Unwillen, nachher zu seiner größten Beruhigung.

erstatter nie etwas bemerkt, obwohl er sechs volle Monate fast täglich in seiner nächsten Umgebung gearbeitet hat. So stereotype Eigenthümlichkeiten, wie der Artikel in der Novellenzeitung anführt, hätten einem Manne auffallen müssen, der mindestens ein hundert und fünfzig Tage an einem Tische mit Immermann gefessen hat und wenn es ihm selbst entgangen sein könnte, so würden die lebenslustigen spottbereiten jungen Kollegen dieses Mannes nicht geögert haben, ihn darauf aufmerksam zu machen. Es erinnert sich jedoch Niemand aus der damaligen Zeit eines so feststehenden Kopfschüttelns, eines so egoistischen Urtheils und eines so wichtig scheinenden Fingeraufklopfens.

Immermann war im Allgemeinen ein ernster, abgeschlossener Charakter,*¹) allein bei Gelegenheiten, wo er Sympathien begegnete, schmolz seine Zurückhaltung und er gab dann das Amtsgesicht auf, um es mit liebenswürdigem Scherze gegen das Dichtergesicht zu vertauschen. Fühlte er sich verstanden, so wurde er mittheilender, jedoch nie überströmend von Beredsamkeit; begegnete er einer Persönlichkeit, die ihn in seinen Lieblingsideen begriff, so wurde er vertraulich, jedoch ohne freundschaftliche Hingebung.

Von der Lebendigkeit eines jugendlichen Sinnes — wie mein Freund ihn hatte — fortgerissen, überließen sich beide — Immermann als Richter, und mein Freund als Auskultator — (die erste Stufe der juristischen Laufbahn in Preußen) sehr oft nach beendeten Verhören den scherzhaftesten Vergleichen des abgetretenen Inculpaten mit irgend einer Shakespeareschen Gestalt und es ist öfter, als ein Mal geschehen, daß die betreffende Physiognomie sie zu gleichen Meinungen veranlaßte.

Shakespeare war Immermanns Ideal — er schwärmte für seine Werke — er vergötterte den Geist derselben. Irgend ein Werk von diesem Lieblingschriftsteller steckte stets in seiner Tasche — er kannte alle Erzeugnisse dieses Geistes durch und durch — er recitirte daraus und ergögte nicht selten seine Umgebung durch kurze und schlagende Citate. Alles dieß zwar im Zusammenhang mit seinen Berufs-

*¹) Diese Beurtheilung umfaßt lediglich den Kreis seiner Geschäftsthätigkeit und schließt jede Schilderung außergeschäftlicher Individualität aus.

geschäften, jedoch nie mit einer Einwirkung darauf. Es soll nichts Amüsanteres und Anziehenderes gegeben haben, als die lakonische Manier, womit Immermann bisweilen aus der Reihe seiner Verbrecher die Rollen einer Shakespeareschen Tragödie besetzte, wie er einen Shylok, einen Lancelot Gobbe und seinen Alten — oder einen Jago, einen Macbeth herauslas, oder wenn er einer leichtsinnigen Verbrecherin, die mit Bethuerungen ihrer Schuldlosigkeit abtrat, sarkastisch nachflüsterte: „sei keusch, wie Eis — sei rein wie Schnee — du wirst der Verläumdung doch nicht entgehen — geh' in ein Nonnenkloster!“ — Es würde uns zu weit von unserm Ziele führen, wenn ich tiefer auf alle die ergöglichen Mittheilungen eingehen wollte, die mir in Rücksicht auf diese Eigenthümlichkeit Immermanns gemacht wurden. Es genüge also die skizzenhafte Andeutung, um den Beweis zu liefern, daß Immermann der Dichter selbst als Criminalist in lebensvoller Geistigkeit blieb, daß er nicht in mechanischen Arbeitsschlendrian versank, allein, daß er eben so wenig vorgefaßten Meinungen hartnäckig huldigte, sondern mit manchem Interesse der Charakterentwicklungen einzelner Individuen lauschte und seine phantastischen, dichterischen Anschauungen keineswegs mit seinen Berufsgeschäften dergestalt vermengte, um ihn zu Uebertretungen der Formen verleiten zu können.

Da ich, nach der Ueberschrift dieses Artikels Immermann als Criminalisten den geneigten Lesern vorzuführen gedenke, so wird vielleicht diesmal die novellistische Form, worin ich bis jetzt meine „Erinnerungsblätter“ gekleidet habe, eine kleine Abweichung erleiden, allein ich werde nur dann, wenn dieser ausgezeichnete Mann durch seine Individualität auf den Verlauf der Sache einwirkt, den Faden der Erzählung zerreißt. — — Es war ein trübes, kaltes Osterfest. Der Schnee wirbelte, vom Nordsturm getrieben, in der Luft umher, ohne die Erde erreichen zu können — eisige Windstöße fegten die staubähnliche Masse durch die Gassen, bis sie gegen ein Haus oder gegen eine Erhöhung geschleudert, Schuß fanden, um sich gelegentlich in ein Nichts aufzulösen, wenn die Sonne nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen endlich einmal durchblickte mit ihren frühlingwarmen Strahlen. Der März war so zu Ende gegangen und der April versprach eben nichts Neues und Besseres zu liefern.

Ein Purpurstreifen am westlichen Horizonte verkündete, daß die arme gute Sonne, müde und matt von allem Ringen gegen die kalten und dunkeln Elemente zur Ruhe gegangen war, als ein Wanderer, ein Mann in voller Kraft der Gesundheit, rüstig und heiter seiner Heimath zuschritt, wenig um sich schauend, wenig denkend und wenig fürchtend. Er kam von der Elbe herauf und wandte sich eben den Kolonistenstraßen, die ganz seltsam die Städtchen Schönebeck, Salze und Frohse mit einander verbinden, zu, als hinter ihm ein: „Hoh! Hoh! Hoh!“ ertönte, das er eigentlich auf sich zu deuten gezwungen war, da sonst Niemand des Weges daherkam. Er war auch keineswegs so tief in philosophischen Betrachtungen versunken, um es nicht zu hören, allein Männer seines Schlages und seiner Profession — er war Schiffer — sind nicht geneigt, sich durch Lapalien aus Schritt und Haltung bringen zu lassen, deshalb ging er ruhig weiter und wartete die Sache ab. Erst als dem immer lautern: „— Hoh!“ der Name „Fritz Knopf —!“ beigefügt wurde, hemmte er seinen Schritt etwas, obwohl er nicht Fritz Knopf, sein Bruder war, sondern Jakob Knopf. Es gefiel ihm jedoch, gnädig den abzuwarten, der ihn in der beginnenden Dämmerung entweder für seinen viel jüngeren und schlankern Bruder hielt, oder bloß die Namen verwechselte. Das Letztere war das Richtige, dieß bewies die hastige, fast athemlose Anrede des Herbeileitenden, der ihm keuchend zuschrie:

„Wartet doch — ich will Euch was erzählen — Ihr kommt doch eben erst heim?“ ohne die Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „es ist etwas bei Euch im Hause passiert —“

„Na und das wäre?“ — entgegnete Jakob Knopf, der stoische Schiffer mit Gleichmuth. „Seid ja ganz außer Athem, Buzze —. Ha — was gibts denn?“ Buzze nickte trozig mit dem Kopfe, es ärgerte ihn, daß seine Bemühungen mit Spott belohnt wurden.

„Nun es ist darnach, daß es Euch auch außer Athem bringen wird.“

„Das wäre —?“ sagte Knopf gelassen. „Aber wir brauchen doch nicht dabei stehen zu bleiben! Mich verlangt nach einer warmen Stube und nach einer warmen Suppe. Der Wind wehte häßlich die Elbe entlang — und ich bin steif gefroren, wie ein Stück Eis.“

Buzze hatte sich indessen mit Knopf wieder in Bewegung gesetzt und dachte darüber nach, auf welche Art er dem arglosen Schiffer die unangenehme Nachricht, die seiner wartete, am Besten beibringen könne.“

Während deß fuhr Knopf ruhig schimpfend fort: „Es ist eine Sünd' und Schande solche Kälte im März, wenn der April schon zur Thür hereinguckt. — Man möchte hinter den Ofen kriechen und Aepfel braten.“

„Nun — Euer Ofen wird aber nicht warm genug dazu sein,“ brach nun Buzze entschlossen los, denn sie näherten sich der Wohnung Knopf's, die in der Kolonistenkönigsstraße lag.

„Was ist denn eigentlich los?“ fragte Knopf mit argloser unerschütterlicher Gelassenheit, daß Buzze ärgerlich wurde und ohne Weiteres erwiderte:

„Weiter nichts Bevatter Knopf, als daß sie Eure Frau ermordet haben!“

Erschrocken blieb der Schiffer stehen und starrte den Mann an.

„Was — Was?“ fragte er finster. „Der Henker soll Euch holen, wenn Ihr Euch erlaubt, einen dummen Wisz zu machen — weshalb sollen sie denn meine Frau ermorden?“

Buzze lächelte etwas schadenfroh — man weiß, daß unter gleichgestellten Menschen oft der Neid an Haß grenzen kann, wenn es dem Einen mehr glückt und er im Stande gewesen ist etwas zu erübrigen, der Andere mit dem besten Willen nur das tägliche Brodt verdient — Buzze war auch Schiffer, hatte aber trotz seiner Thätigkeit mit Mühe und Noth eine Steuermannsstelle inne, unterdessen Knopf als Eigenthümer eines Rahnes selbstständig nach Hamburg fuhr.

„Wenn Ihr das nicht wißt“ — sagte er mit Bedeutung — „ich kann es nicht wissen, — aber die Schränke sind alle erbrochen!“

Als hätte der Schlag ihn gerührt, so vernichtet und gebeugt stand Knopf nun da.

„Ach — ich unglücklicher Mann — mein Bischen Hab und Gut — und die arme unglückselige Frau!“ murmelte er. Der stoische Schiffer faltete seine Hände und zwei große Thrämentropfen liefen ihm über die gebräunten Wangen hinab. Buzze schwieg theilnehmend still.

„Welcher niederträchtige Buzze hat denn das ausspionirt?“ fragte Knopf tonlos.

„Man hat nicht die geringste Spur,“ entgegnete Buzze. „War's denn viel?“ Knopf hob mißtrauisch den Kopf auf. Als er den ehrlichen Augen des Steuermannes begegnete, sagte er traurig:

„Unser ganzes Erspartes — wir wollten das Haus kaufen, wo wir wohnen. — Es mögen gegen dreihundert Thaler gewesen sein. — Ist denn Alles fort?“

„Das Gericht hat nichts mehr vorgefunden.“

„Und gar kein Verdacht auf irgend Jemand?“

„Nicht der geringste.“ —

„Aber hat denn die Frau Petersen nichts gehört? Sie wohnt ja Wand an Wand — wenn es still in der Nacht ist, so können wir ja die Kinder schreien hören — o meine arme Grete hat gewiß geschrien.“ —

„I — hört doch erst. Es ist gar nicht des Nachts ausgeführt, nein am hellen lichten Tage.“ —

„Am Tage —?“ unterbrach ihn Knopf erstaunt. „Mein Gott da hätte doch die Petersen oder ihre Kinder es hören und sehen müssen!“

„Ja, das ist wohl wahr, aber sie will nicht zu Hause gewesen sein.“

„Seht — am Morgen um zehn Uhr.“ —

„Wann ist's denn geschehen?“

„D vor acht Tagen — am 22sten März — also am Morgen hatte Frau Petersen Eure Frau noch gesprochen — am Mittag will sie Nähen gegangen sein und als sie um fünf Uhr Nachmittags wieder zu Hause gekommen ist, da hat sie die Stubenthür verschlossen und die Fenster mit Schürzen verhängen gefunden. Weil sie nun geglaubt hat, Eure Frau sei ausgegangen, so hat sie die Hofthür nur angelehnt und die Krampe nicht übergeschlagen — in der Nacht ist es ihr vorgekommen, als sei Eure Frau gekommen. Als jedoch gegen Mittag die Fenster immer noch verhängen, die Thüre immer noch verschlossen geblieben war und Eure Frau nicht zu hören und zu sehen gewesen ist, da hat sie in der Angst Spectakel gemacht. Einer hat nun an der Thür gerüttelt — der Schlosser hat sie öffnen wollen, aber gefunden, daß sie inwendig verriegelt sein müsse. Darauf ist Jemand in's Fenster geklettert, hat aufgeriegelt und da hat man denn Eure Frau blutig auf dem Bette liegend gefunden und eine graufige Zerstörung in der ganzen Stube —

Alles erbrochen — Alles ausgeräumt — Alles blutig!“

„Der Himmel erbarme sich!“ — stöhnte der Schiffer — „das arme Weib! Womit ist sie denn erschlagen?“

„Sie ist geschnitten am Halse und dann zur Zugabe noch erwürgt mit einem Tuche, das ihr fürchterlich fest umgewunden war.“

„Ich begreife nur nicht, daß es Niemand gesehen und gehört hat — das muß doch eine ganze Bande gewesen sein.“

„Ja, wenigstens kann man auf Mehrere schließen — Einer allein kann es nicht vollbracht haben.“

Der Schiffer seufzte tief und schmerzlich. Er setzte mit schleppenden Gange, wie zerschlagen in allen Gliedern, den Weg zu seiner Wohnung fort, die ihm, statt der geträumten Bequemlichkeit einer friedlichen Ruhestätte, schreckensvolle Erinnerungen bot.

Buzze wußte nicht recht, ob er mit ihm gehen solle oder nicht. Aufgefordert wurde er nicht dazu und ein Aufenthalt, dort, wo die sichtlichen Blutspuren von einer grauenhaften That erzählten, war auch gerade nicht einladend. Allein theils Neugier, theils Mitleid, theils Ueberzeugung von Knopfs Hülfbedürftigkeit in diesen schweren Momenten spornte ihn an, mit zu dem Hause zu gehen, das seit kurzer Zeit den Inbegriff aller Gespräche bildete.

Unterweges spann sich das Gespräch wieder an und drehte sich um einzelne Zufälle bei diesem Unglücke, die jedoch alle mit einander weiter kein Resultat lieferten, als daß der Thäter nicht zu ermitteln sei! Buzze erzählte weitläufig, welche Schritte das Gericht zu Salze vorläufig gethan, bevor die Sache an das Inquisitoriat zu Magdeburg übergeben würde — daß die Ermordete secirt sei, daß Frau Petersen vor Grauen nicht habe wohnen bleiben können, daß die Gerichtsperson von Salze sie ganz speciell über alle ihre Wahrnehmungen befragt habe und auch die nächsten Nachbarn über das, was sie bemerkt hätten, vernommen seien — genug, als Jakob Knopf seine Wohnung in der Kolonistenkönigsstraße endlich erreichte, wußte er Alles, nur nicht, wer die Mörder und Räuber gewesen waren.

Seine Ankunft erregte großes Aufsehen unter den Nachbarn. Alles strömte herzu. Man überbot sich in Vermuthungen und Erzählungen. Wenn

die Leutchen diese Berichte hätten beschwören sollen, so würde es schlimm ausgesehen haben, allein einem armen, verwirrten Mann kann man schon Wahrnehmungen aufzubinden versuchen, die auf dem Fluglande der Phantasie angebauet und von täglichen Combinationen zu stattlichen, haltbaren Bäumen herangewachsen sind.

Jakob Knopf fand seine Wohnung gerichtlich verschlossen. — Die Deffnung war mit so mannichfachen Schwierigkeiten verknüpft, daß er genöthigt wurde, diese Nacht bei seinen Verwandten zu zubringen. Erst am andern Tage erlangte er den Eintritt in das traurige Haus und er beschloß trotz aller Einwendungen seiner Freunde und Verwandte, es sogleich wieder zu beziehen, und selbst schon diese Nacht dort zu zubringen, um nur endlich den unerträglichen, weiterschweifigen Erzählungen, die zu nichts führten, zu entfliehen.

Der Mond stand schon leuchtend am Horizonte und erhellte mit dem gespenstischen Lichte seines Aufganges die Stube, als Knopf, in Begleitung einiger Neugierigen dieselbe betrat. Es war allerdings nichts weniger als traulich und hübsch darin und nachdem die Neugier der Begleiter einigermaßen gestillt und ihre Beredsamkeit erschöpft war, entfernte sich Einer nach dem Andern unter innerlichen Schauern des Grauens, in der Stille den Mann nicht beneidend, der sein Nachtquartier in diesen Räumen zu halten entschlossen war.

Zulezt war Jakob Knopf allein, allein mit seinem Verdruß über das verschwundene Geld — allein mit seiner bitteren Gehässigkeit gegen die verruchten Mörder und Diebe — allein mit allen gescheiterten Hoffnungen!

(Fortsetzung folgt.)

Gottfried von Straßburg.

Von W. W—r.

(Schluß.)



Gottfried war matt und angegriffen; er warf sich deshalb wieder in das Gras nieder und war bald entchlummert. Der Traum führte ihn in seine Heimath zurück, wo seine Mutter sehnsüchtig

seiner harrete, ebenso wie Isold, die ihn heimlich gar lieb hatte, trotzdem, daß er immer so kalt gegen sie gewesen war und die ihn gegen die andern Mägdlein vertheidigte, wenn sie ihn einen ungeschlachten Burschen nannten, der aller Ritterfittē baar und ledig sei.

Als Gottfried erwachte, saß sein Gefährte neben ihm, der eine so glückliche Jagd gemacht hatte, wie nie zuvor. Ein Hirsch, ein Zwanzigender, lag unweit von ihm niedergestreckt, mehrere Rehe, Fasänen und anderes Geflügel. „Laß Alles liegen,“ rief Gottfried, „daß sich die Thiere des Waldes daran erfreuen! Du aber saddle mir das Pferd und laß uns nach Hause eilen, mich treibt es, die Heimath wieder zu sehen.“ Gern und willig übergab der Gefährte das Wild dem Wilde, als er von der Heimath sprechen hörte und vollbrachte den Auftrag. Ein Stündchen nachher hatten Beide schon ein gutes Stück Weges zurückgelegt und am achten Tage sahen sie schon die Thürme der heimathlichen Burg sich erheben, in die sie noch selbigen Abend einzogen.

Das war ein Jubel und Trubel als Gottfried über die Zugbrücke hineingeritten war. Bekannte und Verwandte drängten sich um ihn, begrüßten ihn und rühmten von seinen Thaten, deren Ruf durch fahrende Ritter zu ihnen gedrungen war. Alles verwunderte sich, wie schön Gottfried in der Fremde geworden sei und die Frauen wußten es vor Allem zu rühmen, daß er auch seine Sitten in der Welt gelernt habe und mit Frauen wohl umzugehen wisse. Und die Mägdlein, die vorher sich oft über ihn lustig gemacht hatten, fingen, als sie ihn jetzt sahen, die schöne Isold zu beneiden an, gegen die er vornämlich freundlich war. Als nun mehrere Tage vergangen waren und man gar erst Gelegenheit gehabt hatte, Gottfrieds Minnelieder zu hören, die er zur Nacht vor Isolds Fenster sang, da wollte Niemand einen schönern und wackerern Ritter kennen als Gottfried.

Nur Eines wunderte die Leute, das war, daß der junge Ritter nicht mehr solche Lust wie vormals am Kampfspiele zeigte und sich selten oder gar nicht mehr an ihm betheiligte. Er hatte, wie alle meinten, das Schwert mit der Laute vertauscht und wußte das Letztere jetzt eben so gut zu führen, wie vorher das Erstere. Dabei war er aber viel heiterer als

früher, sah nicht mehr so finster auf die Erde und verlebte die glücklichsten Tage.

Nur noch Eines war es, was ihn drückte; er wollte nämlich Isold zur Frau haben und fürchtete, der Vater möchte ihm entgegen treten, weil ihr Vater nicht mehr so reich war als früher. Das war aber eine gar eitle Furcht; denn sein Vater dachte gar nicht daran, es ihm zu wehren und rieth ihm nur, um ihre Hand bei einem ritterlichen Spiel, das er veranstalten würde, zu werben. Daß dies so bald als möglich zu Stande käme, erinnerte Gottfried seinen Vater fast täglich. Daher betrieb dieser die Zurüstung mit dem größten Eifer und schon nach wenig Wochen sah man reich geschmückte Ritter in Masse auf Gottfrieds Burg zum Kampfspiel ziehen. Isold wurde zur Königin des Tages erwählt, das heißt zu derjenigen bestimmt, welche dem Sieger den Kranz reichen sollte, den sie in ihrem Herzen schon zu kennen wähnte.

Alles war bereit. Gottfried, dessen man schon lange harrete, erschien endlich auch im schönsten Waffenschmuck und ließ die versammelten Ritter durch den Herold auffordern, eine Lanze mit ihm zu brechen. Bald ritt einer in die Schranke, der bisher unbekannt und noch dazu von unansehnlicher Figur war. Niemand hätte daher vermuthet, daß dieser winzige Ritter den tapferen Gottfried beim ersten Stoß auf den Sand setzen würde.

Staunen und Verwunderung ergriff alle nach dem unerwarteten Ausgang und unter Thränen reichte Isold dem Sieger den Kranz. Gottfried mußte, da er einen heftigen Lanzenstoß in die Seite bekommen hatte, aus den Schranken getragen werden. Grollend verfluchte er darum jetzt die Gestalt, die ihm jenen Liebestrank gegeben hatte und suchte das Bild Isoldens aus seinem Herzen zu verbannen, das, wie er meinte, ihn des Sieges beraubt hätte; ohne Liebe hätte ihn der Ruhm nicht entgehen können.

Fort muß ich, rief es ungestüm in seinem Herzen, fort von dieser Burg! wieder in die Welt hinaus! daß ich die angethane Schmach abwasche. Als Gottfried daher kaum wieder genesen war, verließ er das väterliche Schloß, ohne von Isold sich zu verabschieden. Weit und breit schweifte er in dem Lande umher und ob er auch täglich mit sich kämpfte, um Isolds willen wieder zurückzukehren, so unterdrückte er dennoch die alte Liebe.

Der Zufall führte ihn wieder in denselben Wald, in dem ihm auf jener Waldwiese einst, jene hehre Gestalt erschienen war, die ihm damals dem Bilde Isolds zu gleichen schien. O! daß sie jetzt wieder käme, dachte er bei sich, und siehe da! kaum traute er seinen Augen, als sie aus der Biegung des Waldes hervorgeschritten kam. Aber heute hatte sie nicht wie damals das weiße glänzende Gewand angethan, sondern ein schwarzes, auf dem goldene Sterne hin und wieder glänzten.

„Du bist betrübt, Jüngling,“ redete sie ihn an, „was treibt Dich wieder zu mir? zu Dir Nichts, Heuchlerin, die Du mein Lebensglück gestohlen und mich entehrt hast,“ entgegnete Gottfried. „Wer hieß Dich jenen Becher mir entreißen,“ antwortete die Fremde; „nicht ich habe Dich, sondern Du selbst hast Dich unglücklich gemacht. Wärest Du nicht beglückt in Isoldens Liebe? müßtest Du als Du geprüft und treu erfunden werden solltest, das bischen Ruhm höher achten? rief ich Dir nicht zu: sei treu und Du wirst glücklich sein! aber Deines Wille geschehe! nippe aus diesem Becher, es ist der Becher des Ruhms, aber erschrick nicht vor dem Bild auf seinem Grunde, vor dem Grabe Deines irdischen Glückes!“ gierig riß ihr Gottfried den Becher aus der Hand, führte ihn an die glühenden Lippen, ließ ihn aber vor Schreck herabgleiten, als er auf seinem Boden ein Grab sich abspiegeln sah, das Trauerweiden beschatteten.

Es ist zu spät, redete die Fremde den erschrockenen Jüngling an. „Du hast selbst Dein Loos Dir erwählt, aber sei getrost! Dein Schmerz soll auch Deine Freude sein. Bei diesen Worten entschwand die Gestalt Gottfrieds Augen und vor denselben stand hell und klar wieder das Bild der schönen Isold.

Zurück trieb es ihn daher nach der Burg seines Vaters, damit er wieder in der Nähe seiner Isold sei. Als er aber den Schloßthurm von weitem erblickte, wehte eine schwarze Fahne von ihm herab, die den Tod seines Vaters ihm verkündete, und als er in den Burghof einzog, erfuhr er, daß die schöne Isold jenen Helden des Tages wider ihren Willen habe ehelichen müssen, der sie auf seiner Burg wohl verborgen halte.

Traurig ging er in sein Zimmer, schloß die Thür hinter sich ab und fing mit Gott und Welt zu

grollen an. Bald aber legte sich der Schmerz, eine stille Wehmuth kam über Gottfried. Jetzt erst erkannte er die Wahrheit, die in den Worten jenes scheinbar überirdischen Wesens gelegen hatte und dankte ihr für ihre Gabe, denn jenes Lied wogte in seinem Herzen, das die Schmerzen der Liebe ihm

stillen und zu Paradiesesfreuden umwandeln und seinen Namen der Nachwelt übergeben sollte. Freilich er hat das Lied der Liebe: „Tristan und Isolde,“ nicht ausgesungen, wie es ein Dichter aussingen wird, der Tod schloß die zitternden Lippen, damit das Lied der Liebe ewig in der Welt forttöne.

Das Vergißmeinnicht.

Am Rande ihres Gartens stand
Ein lichtblaues Vergißmeinnicht;
Nicht, daß sie es zum Kranze wand,
Das rosige Mädchen das Blümlein bricht.

Was that Dir denn das Blümlein,
Du liebe, lose Maid? sag' an!
Daß Du es von den Schwestern sein
Hinwegnahmst? sag', thatest Du wohl daran?

Nicht dient es Dir zur Busenzier,
Nicht wandelst Du es in ein Bouquet;
Du warfst es an die Stelle hier
Und ließt dann davon; nenn' ich das wohl nett?

Das Blümlein klagt' mir seine Noth,
Gab seine Sach' in meine Hand;
Ich rettete es vom frühen Tod,
Und stellt es in Wasser mit weißem Sand.

Im Fenster mein, im Sonnenlicht,
Da blühet es jetzt munter fort,
Das liebliche Vergißmeinnicht;
So blühte es kaum am gewohnten Ort.

Dir aber, allerliebste Maid,
Thu ich als Anwalt hiermit kund:
Bring' keinem Blümlein solch ein Leid;
Es rächet sich sonst zu derselben Stund'!

E i n k e h r.

Und als ich kam in Liebchens Haus,
Sah ich lauter fremde Gesichter darin.
Sie saßen plaudernd beim Abendschmaus,
Und schienen zu fragen: Fremdling, wohin?

O laßt, ich bitt' euch, mich Fremden hier steh'n,
Und esset und plaudert nur ruhig fort;
Wollt' doch nicht gern eher weiter geh'n,
Bevor ich geathmet an diesem Ort.

Wir waren uns früher wohl bekannt,
Wir tanzten und spielten auf grünem Plan;
Ihr schenktet mir manches farbige Band,
Ihr Mädchen, doch wozu erinnern daran?

„Und Du, fein's Liebchen, wie bleich siehst Du aus?“
„Du irrst, mir — ist wohl — an des Bräutigams Hand!“
Sie schaffet drauf singend, und — gehet hinaus. —
O binde euch innig das heiligste Band!
Gott grüß Euch Alle!“ — Ich wanderte fort.
Hier ist für mich keine bleibende Stätt';
Will rasten daheim in der Kindheit Ort,
O, daß ich dort Ihrer vergessen thät'!

Mein Thal.

Sonett, nach Göthe's „Dauer im Wechsel.“

Erfasse schnell, was Dir vom Glück beschieden,
Ein Andern nimmt sonst Deine holden Gaben;
Das Glück ist roh und blind, und sich zu laben,
Bedarf's nicht eben sauren Schweiß hienieden.
Willst Du vom Friedensbaum' die Frucht' erfassen,
Das unstät schwankende Gemüth zu laben,
Greif eilig zu, eh' rauhe Stürme schaben,
Was noch ein milder Sonnenschein gelassen.
Ich wohnt' in einem Thale voller Segen,
Ich badete in seinem Götterflusse,
Und Jedes lud so freundlich zum Genuße.
Doch nun ist es dem Wechsel All erlegen,
Das Thal schwand mehr mit jedem Regengusse;
Ich kann nur stille der Erin' rung pflegen. —

Beim Jahresantritt.

Sonett.

Ich hörte öfters uns're Weisen lehren:
„Es singe immer, wem Gesang verlieh'n,
Ob auch der Jugend heitre Tage fliehn,
Wird doch die Muse sich nicht von ihm kehren.
Denn wer schon früh gelernt die Götter ehren,
Und ihren Willen freudig zu vollziehn,
Bleibt ewig jung, die Götter lieben ihn:
Er soll aus sich des Lebens Deutung mehren.“
Und sollt' mein Frühling schon vorüber sein?
Kaum sah ich seine Blüthen sich entfalten?
Noch fühlt' und sang ich stets für mich allein.
Noch soll dem Herzensaug' sich viel gestalten,
Ich sänge gern recht hehr es, und so rein,
Daß man es könnt' den Enkeln aufbehalten. —

G. P.

B ü c h e r s h a u.

Neuere Gedichte von Gottfried Keller. Braunschweig 1851, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

Seitdem Heine seinen sprudelnden Witz in der schönen Form des Liedes bot, oft sogar — was nicht zu leugnen — ziemlich unsaubre Dinge in goldenen Gefäßen präsentirte, bestrebt sich mit mehr oder weniger Glück fast jeder Lyriker, seinen poetischen Ergüssen ein ähnliches Element beizumischen. Auch in vorliegenden Gedichten ist dies sichtbar, und man muß gestehen, daß es dem Dichter hierzu nicht an Talent und Geschick fehlt. Vor Allem tritt uns das humoristische Element in der Abtheilung „von den Weibern“ entgegen, doch ist es nicht verlegend oder gar den für lyrische Poesie geeignetsten, vielbesungenen und doch nie ausgesungenen Gegenstand — die Liebe — herabwürdigend. Es herrscht in der ganzen Sammlung, besonders aber in dieser Abtheilung, eine gewisse Sinnlichkeit vor, die aber um so weniger zu tadeln ist, als es der Dichter mit feinem Tact verstand, die schmal gezogene Grenze, welche das Schönsinnliche, weil in der menschlichen Natur begründete, von dem Trivialen und Gemeinen trennt, zu unterscheiden. Es mag hier eines der gelungensten dieser Lieder, „Regina“ überschrieben, Platz finden:

Mein Schatz sitzt im Garten,
Rehrt den Rücken dem Thal,
Und verbirgt mir ihrer Augen
Himmlichen Strahl.

Ihr goldbrauner Haarmuchs
Weht über den Saun;
Ihren Mund und ihre Augen
Doch läßt sie nicht schau'n.

Sie läßt erklingen
Ihrer Stimme Getön.
O Du boshafte Hexe,
Wie klingt es so schön!

Selbst in dem Gedicht: „Kunigunde“ verlegt der Dichter trotz des an sich unschönen Stoffes das feinere Gefühl nicht. Er schildert hier ein trun-

kenes Weib, welche einst eine stolze Schönheit war, die alle Freier von sich wies, zuletzt aber von dem rothen Wein überlistet ward und so immer tiefer sank.

Außer dieser Abtheilungen enthält das Bändchen noch folgende: „Jahreszeiten“, „Sonette“, „Baselen“, „vermischte Gedichte“, „aus dem Leben.“ Von allen diesen haben uns die Sonette am meisten angesprochen und vorzugsweise heben wir die allegorischen hervor, von denen wir hier eines, mit der Ueberschrift: „der Schein trägt“, mittheilen:

Ich weiß ein Haus, das ragt mit stolzen Zinnen,
Frei spielt das Licht in allen seinen Sälen,
Sein Giebel schimmert frei von allen Fehlern,
Kein Reider schilt's, nicht außen und nicht innen.

Nur wer es weiß mit Klugheit zu beginnen,
In seinen tiefsten Keller sich zu stellen,
Sieht üppig feuchtes Unkraut dort verhehlen
Von dicken Schlangen wahre Königinnen.


Doch würde der sich arg betrogen haben,
Der rasch empor die Treppe wollte steigen,
Die Reider mit der Kunde zu erlaben:

Denn tiefer noch, im allertiefsten Schweigen,
Da liegt ein ungemess'ner Schatz begraben,
Der niemals wird dem Lichte wohl sich zeigen.

Es ist in unserer Zeit kaum möglich, daß ein Dichter nicht auch auf das Gebiet der großen noch ungelösten politischen und religiösen Fragen gerathe und hier ebenfalls seine Meinung abgebe. Auch Gottfried Keller spricht davon und zwar in einer Weise, wie es von einem geborenen Schweizer nur erwartet werden kann. Die Abtheilung „aus dem Leben“ enthält die meisten Gedichte politischen Inhalts.

Man wird aus den mitgetheilten Gedichten bereits gesehen haben, daß der Dichter die Form vollständig beherrscht, daß seine Sprache tadellos und edel. Diese schöne Form, verbunden mit dem in den Liedern wehenden Geist einfacher Natürlichkeit und wahrer Empfindung, giebt der Sammlung das beste Recht auf angelegentliche Empfehlung und veranlaßt uns zu dem Wunsche, daß sie allenthalben die wohlverdiente Anerkennung finden mögen.

Ernst Benjamin Salomo Raupach.

 m 18. März verstarb in Berlin der königliche Geheime Hofrath und Ritter des rothen Adlerordens, Theaterdichter bei der königlichen Bühne, Dr. Raupach. Am 22. März fand seine Beer-

digung statt; sie war sehr feierlich und die zahlreiche Versammlung von hochstehenden Personen und geachteten Männern Berlin's zeigte, wie hoch man seine Verdienste geschätzt, trotz der Berunglimpfungen, die er seit einigen Jahren von den Neidern einer Parthei erdulden mußte, welche kein Mittel unversucht ließen, ihn, wie Spontini, aus seinem

Wirkungskreise zu entfernen. Es waren gewissermaßen unerfreuliche Vorboten jener schamlosen Ereignisse, welche die Jahre 1848 und 49 mit unvertilgbarer Schmach bedeckt haben, und alle Rechtlichgesinnte bedauerten es, daß nicht mit mehr Energie eingeschritten wurde. Raupach's Stücke sollten von der Bühne so verschwinden, um andern Schöpfungen von werthlosen Nachahmern Platz zu machen. Mit wie wenigem Erfolg in Ansehung Raupach's dies gelungen ist, bewiesen die Bühnenstücke, welche von den in allen Zeitungen und Journalen gelobhudelten Bühnendichtern zur Darstellung kamen, sie verschwanden bald von deren Repertorium, denn das nicht zu bestechende Publikum erkannte ihre Gehaltlosigkeit. Nur Wenige wollten Gottschalk und Gellert, die Karlschüler, oder Zopf und Schwert, wiederholt sehen, denn es wurden, ganz widersinnig, den darin auftretenden Personen Gedanken und Ansichten in den Mund gelegt, von denen sie zu ihrer Zeit keine Ahnung haben konnten; wie ganz anders ist das Raupach'sche Stück: „Vor hundert Jahren.“ Da erschienen die darin auftretenden Personen nicht im grellen Widerspruch der Verhältnisse ihrer Zeit und ihrer eigenthümlichen Charaktere, es werden ihnen keine Worte in den Mund gelegt, die weder einen Prinzen Heinrich von Preußen, und da man es in Berlin gar zu absurd fand, den General v. Seidlitz sprechen läßt, die er, ein tapferer Haudegen mit einem ächtpreußischem Herzen, nie zu sprechen im Stande gewesen wäre, von einer Einigkeit Deutsch-

land zu redotiren, welches Hirngespinnst, die Ereignisse der letzten Jahre haben es auf das unwiderleglichste Lügen gestraft.

Raupach wurde zu Straupitz bei Liegnitz am 21. Mai 1784 geboren, sein Vater war dort der Seelsorger der Gemeinde. Es ist sehr zu bedauern, daß der Genius des Todes schon seine Lebensfackel gelöscht hat. Denn sie warf noch helle Strahlen umher und er würde gewiß bei seinem dichterischen Geiste die deutsche Bühne mit manchen tragischen und komischen Stücken bereichert haben, die, wie seine beliebten Stücke, immer noch auf dem Repertoire zu finden wären, während die eines Klein, Reststab, Werner und Genossen, wie Irrlichter aufgetaucht und verloschen sind. Raupach hielt es unter seiner Würde, gegen die Angriffe seiner Neider und Feinde aufzutreten und dadurch dem Publikum das Schauspiel eines literarischen Hahnenkampfes zu geben; er wartete mit philosophischer Ruhe die Zeit ab, wo man ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen würde; nur einmal in der Vorrede zu „Mirabeau“ brach er mit großer Schonung dies Stillschweigen.

Die Spener'sche, oder vielmehr die Spiklersche Zeitung erwähnt, daß bei seiner Beerdigung die Equipage des Prinzen von Preußen gefolgt sei; das ist ein Irrthum, denn Se. königliche Hoheit war abwesend, mithin konnte dessen Equipage dem Leichenzuge nicht folgen; es war die Sr. Majestät des Königs, der dadurch die Verdienste und die Talente des Verklärten ehren wollte.

— ch —

Feuilleton.

Lesefrüchte mit kleinen Randglossen. In dem historischen Roman von Alexander Dumas: „die fünf Bierzig,“ 3. Band. S. 49 der deutschen Uebersetzung sagte der Herzog von Mayene der Deputation der Bürger von Paris, welche sich in die Verschwörung der Ligue gegen König Heinrich III. von Frankreich eingelassen hatten; nachdem die Hülfsmittel, wie solche mit Erfolg zu Stande zu bringen, erwähnt worden, führte Einer dieser Wortführer an, daß man auf viele Tausend Taugenichtse und schlechtes Gesindel rechnen könne, nämlich drei- bis viertausend Diebe, zweitausend bis zweitausend fünfshundert Müßiggänger und Bettler,

funfzehnhundert bis zweitausend Gelegenheitsdiebe, vier bis fünfshundert Mörder, also zusammengenommen, sechstausend bis sechstausend fünfshundert Galgenschwengel, die allen Religionen, oder vielmehr einer einzigen angehören: ihr Gott sei das Geld und das Blut ihr Prophet.

Da äußerte der Herzog sein Bedenken und sprach: „weil diese Leute keine Religion, keine Meinung haben, werden sie mit Euch keine gemeinschaftliche Sache machen. Wenn sie sehen, daß es in Paris keine Obrigkeit, keine öffentliche Gewalt, kein Königthum, kurz nichts von dem mehr giebt, was sie noch im Zaum hält, werden sie Eure Läden

zu plündern beginnen, während Ihr Krieg führt, und euer Häuser, während Ihr das Louvre besetzt. Bald werden sie auf die Seite der Schweizer gegen Euch, bald auf der Eurigen gegen die Schweizer sein, so daß sie immer die Stärkeren sein werden.“ Ob der Herzog diese Worte gesprochen hat, oder ob Alexander Dumas sie nun dem Herzog in seinem Roman nur in den Mund gelegt hat, sei dahin gestellt. Immer entfalten sie eine große furchtbare Wahrheit, die sich bei allen Revolutionen und Empörungen, bis auf die neueste Zeit, wo solche stattgefunden, gezeigt haben, wie in Baden, Pfalz, Baiern, Wien, Dresden, Berlin und überall, wo die Meuterei die Fahne des Aufrehrs zu schwingen gewagt. Solche Verbündeten liefern einen augenscheinlichen Beweis, wer mit ihnen wohlverwandt ist. J. F.

Dankopfer.

Gottes Wunder! was sprichst Du geseit!
Die ganze Linke: Bravu! Dir schreit,
Als wären Alle nur unsre Leut'.
Daß Du machen kannst Dich so breit,
Daß Du kannst werfen Dich so in die Brust,
Zeigt, daß Dir Göthe's Ausspruch bewußt:
Nur Lumpen sind voll Bescheidenheit.
Du hast begriffen den Geist der Zeit,
Bist unser Rotschild in der Intelligenz,
Intimer Freund einer Excellenz,
An die, wie Du sagst, sich Viele gereiht,
Die Dir, wie wir, Bewund'ung geweiht.
Sind wir zwar etwas emancipirt,
Fühlen wir uns noch immer genirt.
Wir rechnen auf Deine Beredsamkeit,
Beterkeln wirst Du die Christenheit,
Höhnisch hat schon die Linke gelacht,
Als man Einwand dagegen gemacht.
Es haben die Lichtfreind' auf unserer Seit'
Nicht an ein altes Sprichwort gedacht. —
Vorwärts nur immer mit stolzem Schritt,
Du machst dabei gewiß Deinen Schnitt,
Und wir Alle machen dabei ihn mit.

Im Namen und Auftrag vieler unserer Leute

Nathan Schermäsel,
David Meseriker und
Joseph Ferstenberger.

Sum cuique. In Nr. 118 des „schwarzen Adlers“ vom 19. December 1851 steht eine Anekdote von einem franken Kutscher im Friedrichshospital zu Kopenhagen. Diese findet man in der Abendzeitung Nr. 18 ausgegeben am 6. November in dem Feuilleton mit der Ueberschrift: „Schnelle

Cur ohne Recept und Arznei.“ Daß die Redaction die Quelle nicht angegeben, ist nicht bloß zu entschuldigen, sondern auch zu rechtfertigen, denn der schwarze Adler enthält oft abgedroschene Anekdoten, und sie würden dann als Quelle, Meidinger's Grammatik oder alte Anekdotensammlungen anführen müssen. Mit solchen Federn sollte sich ein Adler, der König unter den Vögeln, nicht schmücken.

St.

Apologie über das den sittlich gebildeten Publikum oft so anstößige Benehmen mancher Mitglieder der Kammern bei den Sitzungen. Man hört oft gegen die alle Schranken des Anstandes verletzenden Reden sehr harte Urtheile, die sich, wenn man kaltblütig darüber nachdächte, in Mitleid verwandeln würden. Diese Menschen haben nur einen Gedanken, sie halten sich entweder für die größten Redner, denen man vor allen übrigen die größte Bewunderung zollen muß, oder sie streben nur darnach, durch ihre Opposition das Ministerium zu stürzen und deren Stelle einzunehmen. Bei dem aber ein Gedanke alle anderen so verdrängt, daß gar keiner neben ihm Platz hat und gar nichts weiter; selbst angenommen, dieser Gedanke wäre nicht irrig, der ist verrückt, und man muß aus Menschenliebe bedauern, daß ihm statt in vier Kammern nicht ein Platz angewiesen worden, auf welchen er die gerechtesten Ansprüche hat. Berlin.

Ein vieljähriger Bewohner dieses neuen Babels.

An Lola-Montez.

Durch Deine Füßchen, zart und klein,
Die zaubernd durch die Lüfte schweben,
Kannst von Bewunderern umgeben
Du des Lebens Dich erfreu'n;
D'rum solltest consequent Du sein,
Und nicht auf großem Fuße leben.

Epigramm. Boyer, ein Dichter zu Mollière's Zeiten, strebte darnach, sich gleichen Beifall als Bühnendichter zu erwerben, wie dieser. Mit ihm im Lustspiele zu rivalisiren, wollte er klüglich nicht wagen, er schrieb also ein Trauerspiel: „Judith.“

Bei der Darstellung in Paris wurde es mit großem Beifall aufgenommen, und man verbreitete aus Neid das Gerücht, der Verfasser sei darüber aus Freude gestorben, und es wurde darauf das nachstehende Epigramm gemacht:

Seht hier das Loos jetzt lebender Poeten!
Boyer durch seine Judith Ruhm erwarb,
Den Holophernes ließ er durch sie tödten,
Allein er selbst durch sie aus Freude starb.

J. F.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Hünze in Leipzig.